

# Frauenstimme

Nr. 16 + 44. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

4. August 1927

## Notwendige Reformen.

Die Ehe, wie sie heute vor Gesetz und Recht gilt, ist sehr umstritten. Tatsächlich erscheint es unmöglich, eine so enge Bindung zweier Menschen, wie die Ehe sie darstellt, unter Rechts- und Moralbegriffe zu zwingen, die mit einer vergangenen Zeit notdürftig in Einklang zu bringen waren, der Gegenwart aber geradezu Hohn sprechen. Diese Erkenntnis hat sich bis in politisch rechts gerichtete Kreise Eingang verschafft, und so widersteht sich im Reichstag einer Reform der Ehescheidung als geschlossene Fraktion nur noch das Zentrum. Für diese Partei der theoretischen Unerbittlichkeit und der praktischen Duldsamkeit sind weltanschauliche Gründe maßgebend; weil die Ehe ein Sakrament sei, dürfe sie nicht getrennt werden, ehe der Tod sie scheide. Der menschlichste Irrtum — oft der furchtbarste — wird zu einem Strafgewicht Gottes gemacht. Auf jeden verantwortungsbewußten Menschen, der das Leben kennt, mußte es geradezu erschütternd wirken, wie der Sprecher des Zentrums im Februar dieses Jahres bei den Etatberatungen des Justizministeriums alle seelischen Momente, die eine Ehe für beide Teile unerträglich machen, beiseite schob. Und doch wurde von der furchtbarsten Ursache seelischer Zerrüttungen, von dem Geschlechtsverkehr in der Ehe, in diesen Debatten fast nicht gesprochen. Auch in den öffentlichen Erörterungen der Presse, die sich mit dem Ehescheidungsproblem befaßten, ist gerade diese Frage kaum gestreift worden. Das Gesetz verlangt in der Ehe die Erfüllung ehelicher Pflichten und sieht als ihren Kernpunkt die geschlechtliche Hingabe an. Was aber der Vollstrecker des Gesetzes als die Grenze geschlechtlicher Pflichten ansieht, bleibt ihm überlassen. Ihm bleibt auch überlassen, zu beurteilen, ob ein Geschlechtsverkehr normal oder anormal ist und wann die Fortsetzung der Ehe dem anderen Teil nicht mehr zugemutet werden kann. Um das alles beurteilen zu können, muß der Richter intimste Dinge wissen. Attemmäßig wird festgelegt, was oft kaum auszusprechen ist.

Schon das wird für viele Frauen Grund genug sein, die Ehescheidungsklage in solchem Falle nicht anzustrengen, sondern ihr unwürdiges Martyrium zu tragen, bis sie moralisch, geistig und körperlich zugrunde gehen. Finden sie aber die Kraft, sich freimachen zu wollen, dann beginnt nur zu oft ein neues Martyrium. Der Richter ist ein Mann; bei aller Objektivität wird er manche geschlechtliche Handlung anders beurteilen als die Frau, die nur die rein geschlechtliche Hingabe als normal empfinden wird. Alles, was aus Liebe gegeben wird, ist rein und groß; aber es wird roh und gemein unter dem Zwang. Und darum sollte alles Geschlechtliche, was unter Zwang und Drohung getan oder er-

duldet werden mußte, Grund zur Trennung einer Ehe sein. Vor mir liegt ein Ehescheidungsurteil, das das Gegenteil beweist. Eine Frau, die mit letzter Kraft sich aus einer Ehe, die sie als anormal in ihren geschlechtlichen Beziehungen empfand, freimachen wollte, vom Richter wieder hineinverwiesen wurde, sie trotzdem nicht wieder aufnahm, wird nun in einen aufreibenden Kampf um ihr Kind gedrängt. — Wenn nun eine solche Frau die Ehe nicht löst oder wieder aufnimmt nach Gesetzespruch, und in Ekel und Abscheu den Mann erschlägt? Besteht nicht jede normale Frau in glücklicheren Verhältnissen eine solche Möglichkeit? Sieht der Gesetzgeber und der Gesetzesvollstrecker nicht die Gefahren, die in der heutigen Formung und Auffassung von der „ehelichen Pflicht“ liegen? Hier muß Abhilfe geschaffen werden. — Aber nicht nur der Gesetzgeber muß helfen. Wieder rufe ich die Mütter auf: Helft euren Kindern! Habt so viel Vertrauen zu euch und euren Kindern, daß ihr ihnen über das Geschlechtsleben die Wahrheit sagt. Kann eine Frau, die ihr Mutterwerden innerst erlebt hat, ihrem Kinde je etwas anderes sagen, als daß es durch die Liebe erweckt unter ihrem Herzen wuchs, bis sie es mit Schmerzen und Glüd zur Welt geboren hat? Kann eine solche Mutter anders als rein

### Bermächtnis.

Hört, ihr Söhne, meiner Seele Erben!  
Nimmer dürft ihr ruh'n von Kampf und Streit,  
Nimmermehr, solange' in Dual und Leid  
Menschen noch durch Menschenhände sterben.

Eurer Träume lichte Schwingenkraft  
Soll euch nicht zu fernem Wundern tragen,  
Nicht, solange noch in Kerkerhaft  
Kinder an die Mauern schlagen.

Drauß die Liebe bebend durch das All,  
Singt die Freude euch in tiefen Chören,  
Doch der Tränen leisen Tropfenfall  
Müßt ihr durch Gewitterstürme hören.

Jeder Tropfen, der ins Leere fällt,  
Wird auf meinem goldnen Sterne klingen.  
Jedes Lächeln, das ihr still erbellt,  
Meiner fernern Seele Frieden bringen.

Veria Eßlein.

und offen mit ihren Kindern über die geschlechtliche Entwicklung ihres Körpers reden? Sie wird die erwachsenen Knaben und Mädchen aufmerksam machen auf alles Glüd und auf alle Gefahr körperlicher und seelischer Art, die mit Liebe und Ehe verbunden sind. Soviele Mütter scheuen, daß sie die richtigen Worte nicht finden. Bedarf es denn großer Worte? Nein, im Gegenteil, so einfach und selbstverständlich wie das Leben läuft, sollen wir mit unseren Kindern vom Leben sprechen. Wo die moralische Atmosphäre mit Unsauberkeit und Zotenhaftigkeit gefüllt ist, kann allerdings von diesen Dingen nicht gesprochen werden. Und weil viele Kinder unter solchen Verhältnissen aufwachsen müssen, ist es an der Zeit, daß die Schule ganz anders als bisher sich der Erziehungsarbeit auf sexuellem Gebiete zuwendet. Gesetzlich muß die Verpflichtung dieser Aufklärungsarbeit geschaffen werden, und praktisch ist es notwendig, Lehrerinnen, die Mütter sind, in großer Anzahl in den Schuldienst einzustellen. Heute ist es ja leider so, daß die Lehrerin, die unehelich ein Kind ihr eigen nennt, meistens aus dem Amt entfernt wird, und daß die verheiratete Mutter nicht eingestellt oder entlassen wird, wenn ihr Mann die Familie ernähren kann. Und doch tut unserer Schulerziehungsarbeit nichts so not wie vernünftige Mütter.

Wir leben in einer harten Uebergangszeit. Wirtschaftlich, gesellschaftlich, moralisch will und muß aus dem Alten das

Neue wachsen. Jeder soll zum neuen Werden helfen, soviel er kann. Die Mütter zuerst an ihren Kindern, damit die junge Generation nicht in Gefahren umkommt, vor denen wir sie bewahren können. Wer hat nicht mit Erschütterung den Prozeß Kolomat in Bremen verfolgt? Eine Frau, deren geistiger Veranlagung das Leben viel schuldig geblieben ist, sitzt unter der schweren Beschuldigung der Kuppelei auf der Anklagebank. Eine Mutter, die bewußt und mit ganzer Seele Mutter war, die ihre Kinder mit unendlicher Liebe erzog, die in ihren Kindern lebte; eine von den wenigen. Die vor der Geburt in ihnen gelebt hatte, besonders in der toten Lisbeth. Die gerade darum an diesem Kind alles zu verstehen glaubte, ihm alles vergab und nie etwas Schlechtes zutraute. Wohl, daß es gerne in fröhlicher Gesellschaft war, daß es das Schöne liebte, daß es sich vom Leben locken ließ, denn mit all diesem war es ja zum Leben gewachsen, in diesen Gefühlen hatte sie ja ihre erste Mutterschaft getragen. Und dieses Kind hatte sich lachend und tanzend die furchtbare geschlechtliche Erkrankung geholt, an der es so elend zugrunde ging. Und um dieses geliebten, toten Kindes willen wurde die Mutter wegen Kuppelei zu acht Monaten Gefängnis verurteilt!

Als ich diese Frau — die mit 42 Jahren und fünf Kindern einen mädchenhaften Eindruck macht — fragte: „Haben Sie denn gar nichts gewußt von Lisbeths Umgang und Lebenswandel?“ da sagte sie: „Ja, hab es nicht gewußt. Wenn ich es gewußt hätte, hätte ich ja immer Angst haben müssen, sie bringt mir ein Kind ins Haus.“ — Diese Antwort ist vielleicht mehr Beweis gegen die Anklage und Beurteilung der Kuppelei als alles. Aber gleichzeitig zeigt sie mit furchtbarer Klarheit, wie die heute noch vorherrschende Moralauffassung die jungen Mädchen in Not und Tod gehen läßt, sie aber um ihren besten Wert: um das stolze Bewußtsein ihrer Mutterkraft, betrügt.

Wahrhaftig, ein anderes Erkennen und Kennen aller Beziehungen von Liebe, Geschlechtsverkehr, Ehe und Mutterschaft tut not, wenn ein besseres und freies Menschengeschlecht heranwachsen soll. Die Gesetzgebung soll dafür sorgen, daß eine höhere Moralauffassung unbehindert sich Bahn brechen kann.  
Clara Bohm-Schuch.

## Internationale Gewerkschaftsarbeit.

Am 29. und 30. Juli fand in Paris die 2. internationale gewerkschaftliche Frauenkonferenz statt. Die Vertreterinnen von 15 Ländern waren zusammengekommen, um über die besonderen Probleme zu beraten, die sich aus der ständig anwachsenden Frauenerwerbsarbeit ergeben.

Das Internationale Arbeitsamt, Genf, die internationale Vereinigung für das Frauenstimmrecht, die internationale genossenschaftliche Frauengilde, die nationale gewerkschaftliche Frauenliga Amerikas hatten je eine Vertreterin als Gastdelegierte zu dem Kongreß entsandt. Die Sozialistische Arbeiterinternationale war durch die 5 Genossinnen, die das internationale Frauenbureau bilden, vertreten. (Ruchacz, Deutschland; Klusjynska, Polen; Lawrence, England; Popp, Oesterreich; Pelletier, Holland.)

Nach den Eröffnungsworten des Genossen Sassenbach, des Sekretärs des IAW, übernahm die Genossin Chevenard (Frankreich) den Vorsitz, begrüßte die Delegierten im Namen der französischen Organisation.

Die Genossin Lawrence (England) begrüßte die Konferenz im Namen der S.W. und führte u. a. folgendes aus: Warum machen wir eigentlich immer noch besondere Frauenkonferenzen? Wir lehnen doch frauenrechtlerische Sonderbestrebungen ab. Trotzdem müssen wir uns so lange für gesonderte Frauenkonferenzen einsetzen, wie diese noch der Sonderstellung der Frauen innerhalb der Gesellschaftsordnung entsprechen. Wir haben ja praktisch noch gar keine volle Gleichberechtigung, ja wir müssen uns oft auch unsere Rechte erst gegen unfre Genossen erkämpfen.

Genossin M und I, die seit einer Reihe von Jahren am Internationalen Arbeitsamt in Genf beschäftigt ist und die Fragen der Frauen- und Kinderschutzgesetzgebung bearbeitet, überbrachte der Konferenz die Grüße des Internationalen Arbeitsamtes. Sie machte sehr wertvolle Angaben über

### die Arbeiterinnenhutzgesetzgebung

in den verschiedenen Ländern und über die Stellung der einzelnen Frauenorganisationen zum Arbeiterinnenschutz. Nur 8 Staaten haben bisher das Übereinkommen betr. den Schutz der Frau vor und nach der Niederkunft ratifiziert — erst 13 Staaten das Übereinkommen bezügl. des Verbotes der Nachtarbeit der Frauen. Erst einer starken gewerkschaftlichen Organisation kann es gelingen, die Parlamente zu veranlassen, die Schutzbestimmungen zum Gesetz zu erheben — und auch nur dann, wenn die öffentliche Meinung entsprechend bearbeitet worden ist. Leider aber entstehen aber den Frauen aus dem Reiben der bürgerlichen Frauenbewegung Gegner des Arbeiterinnenschutzes. Sie haben auf dem Standpunkt des grundsätzlichen gleichen Rechtes für Mann und

Frau, ohne die naturgegebenen Schwierigkeiten für die Frauen zu beachten. In Amerika hat z. B. die Women's Party (Frauenpartei) Seite an Seite mit den Unternehmern gegen die Einführung des Achtstundentages für die Arbeiterinnen gekämpft — das Gesetz wurde gegen ihren Widerstand angenommen. Genossin Bur-laug (Belgien) gibt einen Ueberblick über die

### Frauenschutzgesetzgebung

in den einzelnen Ländern — es zeigt sich, daß fast überall die nationale Gesetzgebung von dem Washingtoner Abkommen beeinflusst worden ist. Wie notwendig dieser besondere Frauenschutz ist, zeigen einige Zahlen, die die Sterblichkeit der arbeitenden Männer den arbeitenden Frauen gegenüber feststellen. In Deutschland beträgt die Sterblichkeit der Männer 31,9 bis 50 Proz., die der Frauen 36,1 bis 56,6 Proz.

Mit Ausnahme der dänischen Genossinnen, die auf dem Standpunkt stehen, daß ein zu ausgebeuteter Arbeiterinnenschutz dazu führen wird, daß die Unternehmer lieber junge Männer einstellen als Frauen, auf die sie allerhand gesetzlich festgesetzte Rücksichten nehmen müssen, erklärten sich alle Delegierten mit einer vorgelegten Resolution einverstanden.

Am zweiten Tage stand das Referat unserer Genossin Gertrud Hanna über

### Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Frauenarbeit

im Mittelpunkt des Interesses.

Ueberall, wo die Frauenarbeit ein wichtiger Faktor im Produktionsprozeß im Leben eines Volkes geworden ist, sagt man darüber, daß die Frauenarbeit den Lohn der Gesamtarbeiterschaft herunterdrückt. Fast ausnahmslos beziehen die Frauen niedrigere Löhne als die Männer — 60 bis 70 Proz. der Männerlöhne stellen das höchste dar, das als durchschnittlicher Frauenlohn gerechnet werden kann. Diese niedrigere Bewertung der Frauenarbeit ergibt sich aus der Einschätzung der Frau innerhalb unserer Gesellschaftsordnung und aus ihrer Stellung und Wertung im Produktionsprozeß.

Die Gewerkschaften haben zwar das Lohnniveau im allgemeinen gehoben — die Differenz zwischen Frauen- und Männerlöhnen haben aber auch sie nicht beseitigt. Man entschuldigt die niedrigeren Löhne der Frauen damit, daß sie nicht die gleiche Arbeit leisten wie die Männer. Demgegenüber muß aber gesagt werden, daß die Frauen zwar nicht gleichartige Arbeit leisten — wohl aber gleichwertige. Man beschäftigt ja die Frauen nicht nur, weil sie billiger arbeiten — für viele Arbeiten bringen sie auch eine ganz besondere Eignung mit. Wir erheben die Forderung: Gleicher Lohn für gleiche Leistung. Weiter sind die erwerbstätigen Frauen noch lange nicht so organisiert, wie es ihrer Zahl entsprechen würde. Je mehr die Gewerkschaften die volkswirtschaftliche Bedeutung der Frauenarbeit erkennen, um so mehr müssen sie auch versuchen, die Frauen entsprechend zu organisieren, damit durch eine starke Organisation Einfluß auf die Arbeitsbedingungen gewonnen werden kann.

Genossin Julia Valerie sprach zu dem Thema

### Heimarbeit.

Die Heimarbeiter sind, weil fast gar nicht organisiert, viel schutzloser dem Unterdrücker gegenüber als jeder andere Arbeitnehmer. Besonders die Frauen bilden einen starken Prozentsatz der Heimarbeiter. Die Referentin unterbreitete einen Antrag der zum Ausdruck bringt, daß die Heimarbeit ganz abgeschafft werden soll und, solange sie noch besteht, ausreichende Schutzbestimmungen getroffen werden sollen. Dieser Antrag wurde jedoch nicht angenommen, weil die Mehrzahl der Delegierten der Meinung war, daß man die Heimarbeit nicht verbieten könne — ja, daß sie für eine Hausfrau und Mutter, wenn die Arbeit unter hygienisch einwandfreien Bedingungen getan werden kann, manche Erleichterung bietet (Chevenard, Frankreich). Man darf den Frauen, die nicht außer Haus gehen können, diese Arbeitsmöglichkeit nicht verschließen (Schlittenhelm, Oesterreich). Man soll vielmehr dafür Sorge tragen, daß alle Bestimmungen der Sozialversicherung und des Arbeiterrechtes auch auf die Heimarbeiter angewendet werden (Klusjynska, Polen). Es wurde von den belgischen und österreichischen Genossinnen ein dem auch von der Konferenz angenommener Antrag formuliert, der fordert, daß in allen Ländern dafür gesorgt wird, daß die Arbeits- und Lohnbedingungen der in der Heimarbeit Beschäftigten denen der Betriebsarbeiterschaft mindestens gleichgestellt wird.

Ein Zusatzantrag Frankreich, der verlangt, daß auf der Genfer Konferenz im Jahre 1926 Mindestlöhne für die Heimarbeiter festgesetzt werden, wird ebenfalls angenommen. Die Konferenz beschloß, einen Aufruf für den Frieden an die Arbeiterinnen aller Länder zu richten — außerdem protestierte sie einstimmig gegen das Aufzubrechen an Sacco und Vanzetti.

Das nungewählte Frauengewerkschaftskomitee setzt sich wieder aus seinen bisherigen Mitgliedern zusammen: Helene Bernhart, Belgien; Chevenard, Frankreich; Craze, Dänemark; Hanna, Deutschland; Valerie, England; Sassenbach, IAW.

Schlittenhelm kann man sagen, daß diese Frauenkonferenz gezeigt hat, daß die Gewerkschaftsübernehmen der einzelnen Länder den Beweis erbracht haben, daß die Frauen wohl inkonstant sind ihre eigene Sache zu führen — und auf zu führen, wenn sie sich auch nicht als „Frauenheroen“ hüten, sondern als Mitkämpferinnen im großen Kampf des Proletariats um die neue Gesellschaftsordnung.  
Herta Gotthell.

# Die „Kleine Wohnungsreform“.

## Praktische Vorschläge zur Abhilfe dringender Not.

Dem Referat von Dr. Bertha Krauß auf der Kieler Frauenkonferenz entnehmen wir diese Ausführungen über praktische Abhilfemaßnahmen gegen die Wohnungsnot.

Wer viel mit Familien in mehr oder minder hilfsbedürftiger Lage zu tun hat, kann sich des Eindrucks nicht verschließen, daß leider eine ganze Menge Not und Unglück durch die — ich möchte fast sagen — reaktionäre Einstellung vieler Frauen in bezug auf alles das bedingt ist, was ihren Haushalt und ihre eigene Wirtschaftsführung angeht. Sie wehren sich mit Händen und Füßen gegen eine kleine billige oder kostenlose Neuerung, die nichts anderes verlangt, als eine innere Umstellung oder ein Abgehen von irgendeiner Gewohnheit. Man muß manchmal recht optimistisch sein, um überhaupt daran zu glauben, daß nach und nach auf dem Wege einer planmäßigen Aufklärung, einer ganz intensiven Gemeinschaftserziehung hier doch noch Wandel geschaffen werden kann. Ich will Ihnen ein trasses Beispiel nennen. In Tausenden von Wohnungen schlafen die Bewohner zu dritt oder viert in einem Bett, kranke, schwache oder schlaflose Menschen mit Kindern. Selbstverständlich ist das ungesund, und wir wünschen, daß jeder nach Möglichkeit sein eigenes Bett hat. Dann kommt die Erwiderung: wir haben keinen Platz für ein weiteres Bett. Ich habe diese Antwort in Familien gehört, wo ein Wochenlohn von 70 und 80 Mark vorhanden ist, auch dort, wo aus Mitteln der Wohlfahrtspflege kostenlos Betten zur Verfügung gestellt werden sollten, um z. B. die Isolierung eines lungentranken Menschen durchzuführen. Warum wird diese Antwort gegeben? Weil das Federkissen in der Wohnküche wichtiger ist. Dort kann man aber als Erwachsener nur krumm wie ein Fiedelbogen liegen. Das Kind fällt von dem schmalen Sofa dauernd herunter. Die Antwort hören wir auch, wenn das Bett so unbedingt nötig ist. Wir können es ruhig aufmachen, es liegt keine Wäsche darin, auch kein notwendiges Geschirr, sondern allerhand Papptarats mit Dingen, die man gern in der Wohnung hat. Schlafen ist es aber, wenn für die kleinen Kinder oder den kranken Mann kein zweites Bett aufgestellt werden kann, weil eine Frau es häßlich findet, wenn Betten übereinander stehen. „Das gibt es nur bei den Soldaten, unsere Wohnung ist keine Kaserne,“ heißt es dann. „Das ist menschenunwürdig“ — folglicht schlafen wir lieber zu viert in einem Bett! Gegen eine solche sentimental-säuerliche Auffassung scheint es mir notwendig, mit allen Mitteln der Vernunft und schließlich auch des Spokes und der Ironie vorzugehen, wenn durch sie die Gesundheit und schließlich auch das Leben gefährdet ist.

Wir hören sehr oft, daß für viele Mitglieder der Familie keine Stühle vorhanden sind. Sie sitzen auf dem Tisch, auf dem Bett beim Essen, weil kein Platz für ihre Stühle vorhanden ist. Ganz abgesehen davon, daß es für das Bett sehr unhygienisch ist, sprechen noch andere Gesichtspunkte dagegen. Warum keine ordentliche Sitzgelegenheit? Nur deshalb, weil sie sich nicht entschließen können, den Stuhl anzuschaffen, den Stuhl ohne Lehne, den man unter den Tisch schieben kann, unter das Bett, wenn man etwas Platz braucht.

Die überfüllten kleinen Wohnräume, die zum Kochen, Wohnen, Schlafen, Waschen dienen, leiden so sehr unter dem Aufstapeln der notwendigen Vorräte. Da liegen die Kohlen, Zwiebeln, Kartoffeln, in einer Ecke die schmutzige Wäsche, die Schuhe. Für nichts ist Raum zur Aufbewahrung vorhanden. Gewiß hat die Proletarierfrau recht, wenn sie sagt, sie kann sich keinen Schrank anschaffen, wenn er heute 60 bis 80 Mark kostet. Sie kann sich aber ein paar kleine Kisten, Obst- oder Margarinefäßen, beschaffen. Wer wirklich versuchen möchte, den kleinen Raum nach besten Kräften auszunutzen, sollte auch diese kleinen Mittel nicht verschmähen, um etwas Ordnung und Raum zu schaffen — darauf kommt es an —, damit die Kinder nicht zwischen all den unhygienischen Dingen herumtrotzen. Wo die ganze Erde belegt ist mit allen möglichen Dingen, die erst zusammengelesen werden müssen, kann nicht so leicht Sauberkeit herrschen. Viel Arbeitsaufwand muß hineingesteckt werden, um die gründliche Reinigung zu vollziehen, die doppelt notwendig ist, wo viele Menschen in einem oder zwei Räumen hausen.

Wir haben in unseren alten Häusern unverhältnismäßig hohe Zimmer im Vergleich zu den Siedlungswohnungen. In den Siedlungen wird weniger hoch gebaut, weil nach der christlichen Ueberzeugung der Architekteten und Hygieniker über drei oder vier Meter Höhe der Aufbau keinen Wert hat. Wir können in den alten Wohnungen diesen Raum dadurch ausnutzen, indem wir eine Art künstlichen Hängeboden schaffen. Mißverstehen Sie mich nicht, ich denke nicht an jene furchtbaren Schwalbennester, in die man in Berlin die Hausgehilfinnen hineindrückt, was absolut unwürdig ist. Ich denke an einen Hängeschrank, an eine Aufbewahrungsmöglichkeit für Kleider, Schuhe, für Dinge, die seltener gebraucht werden. Ich habe das selbst ausprobiert. Es ist mit ganz billigen, einfachen Mitteln möglich, am Ende eines schmalen Raumes durch Anbringen von eisernen, rechtwinkligen Haken zwei oder drei

Bretter so quer durch das Zimmer zu legen, drei Meter über dem Fußboden, daß niemand dadurch belästigt wird, um so eine Ablagefläche und Stellfläche von mehreren Quadratmetern entstehen zu lassen, deren gesamte Kosten ein paar Bretter sind. Ich will noch hinweisen auf die Ausnützung der Türfüllungen zwischen zwei Räumen, deren Türen nicht benutzt werden. Wie viele Regale lassen sich da anbringen! Wie gut läßt sich anstatt eines neuen Sofas, wie wir es heute leider noch in sehr vielen Familien finden, ein Liegebett hinstellen, das zum Schlafen wie auch zum Sitzen benutzt werden kann.

In vielen Häusern tritt die Ueberfüllung dadurch in die Erscheinung, daß erwachsene Kinder mit kleineren Kindern oder mit den Eltern im selben Raum schlafen müssen. Wir halten es selbstverständlich für unwürdig, daß 15-, 18- und 20jährige Burschen mitten zwischen den kleineren Geschwistern schlafen. Was läge näher, als daß mehrere Familien desselben Hauses oder alle Familien eines nicht zu großen Hauses sich verständigen und alle ihre großen Burschen zusammen in einem Zimmer unterbringen, in dem sie schlafen! Dasselbe wäre für die Mädchen möglich. Das große Kind ist dann nachts von der Familie entfernt, ohne daß die Gemeinschaft mit der Familie aufgehoben wird; denn es kommt zum Essen, hat seine Wäsche, seine Kleidung und seine sonstige Wohnung bei der Familie. Die Schattenseiten einer solchen Einrichtung sind mir gewiß nicht unbekannt; aber sie sind nicht so wichtig, daß der jetzige Zustand, der noch viel mehr Schattenseiten aufweist, erhalten bleiben müßte. Es ist auf die Dauer unhaltbar, daß der kleine Junge mit dem großen Bruder im selben Bett oder der 18jährige Junge mit der 12jährigen Schwester zusammenschlafen muß. Der große Bruder hat eine bestimmte Arbeitszeit, er kommt spät nach Hause, er steht früh auf, so daß die Kinder dauernd gestört werden. Das Zusammenschlafen von verschiedenen Burschen verschiedener Familien ist nicht so unmöglich. Beim Militär hat man das ja auch gemacht. Es geschieht in den Ledigenheimen, in den Ferien der Burschen, auf ihren Wanderschaften usw. Es gibt Mittel und Wege, um das Zusammenschlafen einer größeren Gruppe von jungen Menschen in gefunden Formen zu halten.

Diese kleinen Anregungen zur genossenschaftlichen Wohnungsanleitung innerhalb der Altwohnungen möchte ich ergänzen durch den Hinweis darauf, daß kein Mensch den überbürdeten Hausfrauen, die alle keine Waschküche haben, verboten hat, sich zusammenzutun, um einen Raum des Hauses für die Wäsche freizumachen. Gerade in den überfüllten Altwohnungen, die keine Waschlagelegenheit außerhalb der Wohnungen haben, hängt ein großer Teil der hygienischen Mängel mit dem ständigen Waschlager zusammen, mit der Tatsache, daß dauernd Wäsche gekocht wird, die feuchte Wäsche in demselben Raum hängt, wo gekocht, geschlafen und gelebt wird. Wir wissen, daß gerade in diesen Häusern Räume vorhanden sind, die für eine Menschenwohnung vollkommen ungeeignet sind. Ich denke an die Räume unmittelbar an der Straße, an die Kellerräume oder an die Räume, die ungenügend belüftet sind. Hier ließe sich sehr oft eine gemeinsame Waschküche freimachen. Natürlich müßte die Miete für diesen Raum gemeinsam getragen werden.

Auf derselben Linie liegt die Möglichkeit der Schaffung gemeinsamer Kinderstuben, gemeinsamer Außenkloseträume für Kinder, wenn kein Kindergarten vorhanden ist. Es scheint mir durchaus möglich zu sein, daß ein größerer Raum, der vielleicht ehemals Werkstatt oder Laden war, instandgesetzt wird, der dann unter Aufsicht einer Mutter oder unter wechselnder Aufsicht der Mütter als genossenschaftliche Kinderstube des Hauses dient, die dringend notwendig ist.

## Gefährlicher Nafschtram.

Beim Kaufmann steht ein ganzes Glas voller Kieselsteine. Richtiger, kleiner, bunter Kiesel, bei denen man fast meint, die geologische Herkunfts bestimmen zu können, und erst eine Kofprobe überzeugt davon, daß alle diese Steinchen kunstvoll gefärbt und geschliffener Zuckerkant sind. Die kleinen Steinchen sind recht beliebt, und manche Mutter macht sich den Spaß, von diesem billigen Nafschwerk eine „Mitbringertüte“ zu kaufen. Das wird ein Spaß sein, wenn Lotti oder Roski Steine essen sollen — bis die Götter merken, wie süß die Steinchen sind! — Freilich: Es gibt auch vernünftige Mütter, die auf diesen Spaß verzichten. Denn: Wie lange hat es gedauert, bis sich die Kleinen abgemöhnten, allen Kram in den Mund zu stecken. Und diese Mütter wissen: Nun werden Lotti und Roski auf der Erde nach den süßen Steinchen jeden Kiesel ablecken, und froh kann Mutter dann noch sein, wenn solch Steinchen wenigstens nicht in die „unrechte Kehle“ kommt. — Darum: Wenn man der Zuckerwarenindustrie schon die Herstellern dieser „süßen“ Späße nicht verbieten kann, so sollten doch die Mütter wenigstens dafür sorgen, daß sie nicht in die Hände der Kleinen kommen!

H. G.

Eine eigenartige Lösung der Frauenfrage wird jetzt in Persien versucht, wo ein Frauenüberschuß vorhanden ist. Dort sollen alle Verleumdungsbeamten, die sich nicht bis zu einem bestimmten Zeitpunkt verheiratet haben, aus dem Dienst entlassen werden.

## Die Schleppe.

Heute ist die Schleppe, die einst zu den merkwürdigsten Dingen der Kleidung gehört hat, aus dem Straßenbild verschwunden. Wir sehen sie zwar gelegentlich noch bei Hochzeiten und ähnlichen Festlichkeiten, aber nicht mehr als tägliche Erscheinung und notwendiges Bekleidungsstück. Heute ist der kurze Rock modern, und zu ihm paßt die Schleppe nicht. In den sechs Jahrhunderten ihres Bestehens hat sie manche Wandlungen durchgemacht, ist zeitweilig, wenn der Rock wieder kürzer wurde, aus der Außenwelt verschwunden und dann doch erneut in desto größerer Länge und Aufmachung wiedergekehrt.

Zuerst ist die Schleppe im 14. Jahrhundert in Frankreich Mode geworden. Von hier kam sie nach England und wurde hier in Schmähchriften heftig bekämpft, jedoch mit wenig Erfolg. Bald fand sie auch in Deutschland Eingang, und namentlich die prachtliebende Isabella von Bavern begünstigte ihre Einführung. Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts war die Schleppe so lang geworden, daß sich die vornehmen Damen ihre Schleppe von Dienern tragen ließen. Die ärmere Bevölkerung hat daran freilich keinen Anteil genommen. Für die Arbeiter- und Bauernfrauen kam die lange Schleppe nicht in Frage, und ihr Tragen wurde ihnen überdies ausdrücklich verboten. Bestimmungen dieser Art finden sich in den Kleiderordnungen, die dazumal von den Städten und Fürsten erlassen wurden.

Im 15., besonders aber im 16. Jahrhundert überboten sich die abligen Familien in der Wahl von langen Schleppen. Sebastian Franck sagt in seiner um 1550 erschienenen „Geschichtsbibel“, daß Schleppen bis zu fünf und sechs Ellen Länge keine Seltenheit seien. Dagegen schritt dann die Obrigkeit mit „Aufwandsgeboten“ ein. So erließ der Rat der Stadt Ulm eine Verordnung, nach der es erlaubt war, eine Schleppe bis zu einer Elle Länge zu tragen, und in Sachsen kam etwa 1482 eine Verordnung heraus, nach der eine Schleppe bis zu zwei Ellen Länge gestattet war. Schärfster war die Anordnung des Papstes Eugen IV., der den Franziskanern die Erlaubnis erteilte, den Frauen mit langen Schleppen die Absolution zu verweigern.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als reif- und glockenförmige Röcke getragen wurde, verschwand die Schleppe aus dem Straßenbild und kam nur noch bei großen Festlichkeiten zur Geltung. Ein Jahrhundert später, als die Mode wiederum eine große Wandlung durchmachte, kam auch die Schleppe wieder auf, doch erlangte sie nicht mehr ihre frühere Bedeutung. Das 18. Jahrhundert kennt die Schleppe noch als wichtigen Bestandteil der Kleidung. In der folgenden Zeit erscheint sie nur noch als kurzer „Schwanz“, der leicht die Erde berührt, bis sie dann mit dem Aufkommen der kurzen Röcke ganz verschwunden ist.

## Vorstadtkinder — ein ewiger Kreislauf.

Ob es heute noch so kinderreiche Häuser gibt? — Hundertvierzehn „Hauskinder“ wurden an unserem großen Erntefest gezählt, hundertundvierzehn Kinder, die tagen, tagaus das große graue Haus mit seinen beiden Höfen mit Wärme, Geschrei, Lachen und Weinen erfüllen. Es war ein richtiges Berliner Mietshaus älterer Bauart und stammte so ungefähr aus den Gründerjahren, in denen man anfang, die Sandberge vor den Toren zu bebauen. Es gab in ihm keinen Ausgang „für Herrschaften“, und wir Kinder aus dem Vorderhaus hielten gute Freundschaft mit den Hinterhauskindern, denn allzu „hochherzlichlich“ war auch unsere Herkunft nicht... aber davon soll noch erzählt werden. Wir wuchsen alle ein wenig wild auf, richtige Schmalzstullenkanaker und Asphaltindianer, und hatten eine freimaurerische Art, untereinander zu verkehren, hatten Freundschaften und Freunde, mit denen unsere Eltern sicherlich meist nicht einverstanden gewesen wären. Aber dann kam das Leben und warf uns auseinander, den einen hier, den anderen dahin, und nur ab und zu treffen wieder einmal zwei Kinder aus dem alten Hause zusammen, dann gibt es ein Erzählen und Fragen, und dann ist es wunderbar, was alles aus diesen Vorstadtkindern wurde, aus diesen Kindern, die einmal alle miteinander froh „Kreis“ und „Verstecken“ spielten.

### Die Richardsohns.

Das war in einem Café, in dem sich die nördliche Halbwelt trifft; da saß, auf einem der niedergedrückten, roten Plüschsofas ein junges Mädel und guckte und guckte zu unserem Tisch herüber. Dieses feingesechnittene Gesicht mußte ich kennen... Schließlich dämmerte es bei mir; und resolut ging ich zu ihr rüber, trotzdem an ihrem Tisch gerade ein „Kavalier“ saß. „N' Tag — du bist doch Niece Richardsohn — und mich hast du ja auch schon lange erkannt!“ Das hübsche Gesicht wurde wirklich unter der Schminke ein wenig rot: „Ja — aber nicht Niece, ich bin die Trude!“

Und da wurde ein ganzes Stück Vergangenheit lebendig. Das also war Trude, der ewig dreckige, krummbeinige Purzel, aus der Wohnung auf dem zweiten Hof, die von allen ordentlichen Mietern des Hauses als ein Schandfleck empfunden wurde! Da wohnte die „Bagaafche“ anders wurden sie kaum im Hause genannt, die Angehörigen des Zweckverbandes Richardsohn — denn eine „Familie“ konnte man die Richardsohns kaum nennen. Zwar — Mutter Richardsohn war eine fleißige Frau, Tag für Tag ging sie reinemachen oder waschen, „denn seit der alte Sauffad dot is, habe ich doch für allens Trade zu stehen!“ Aber allzuviel Unterstützung hatte

sie auch vorher von ihrem Mann nicht gehabt; und seit Niece, die älteste, nun schon in die Fabrik ging, hatte die Familie wohl mehr Einkommen, als sie je bei Lebzeiten des Vaters gehabt hatte. Doch es waren eben zuviel Mäuler satt zu machen! Mutter und Niece und Trude, und „Ernst“ und „Rolle“, die beiden Jungs. Da nahm Mutter Richardsohn dann eben noch Schlafburschen in die Wohnung, die nur aus einer Berliner Stube und Küche bestand. Damit fing das Unheil erst recht an, denn nun mußten es selbst die Nachbarn aufgeben, sich in Richardsohns Familienverhältnisse zurechtzufinden! Immer war da ein kleines Kind, von dem man nie wußte, ob Mutter Richardsohn dazu Mutter oder Großmutter war (manchmal waren auch zwei Kinder), und ehe die Frage des Familienstandes für die Nachbarn endgültig geklärt war, war der neue Zuwachs schon wieder tot, und die jüngsten Sprößlinge wechselten ihren Platz im Kinderbett mit dem in einem kleinen, weißen Sarglein fast so rasch, wie die Schlafburschen, die auch höchstens ein Jahr in dem Richardsohnschen Quartier aushielten.

Nun hatte ich die Trude wiedergefunden, und eines Tages habe ich sie auf ihrem „Strich“ gesucht. Ich wollte doch wissen, was aus den vier Kindern geworden war, aus Niece, der schönen, mit dem aschblonden Haar und den schwarzen Brauen, aus „Ernst“, dem wilden, und „Rolle“, dem krummbeinigen Schreden der Geschäftsleute — denn „Rolle“ „Maute“ schon damals, was los und ledig war.

Und Trude erzählte: „Niece is nich mehr lange bei uns geblieben. Erst hat se mit 'n Wertmeister 'n Verhältnis gehabt, denn hat seine Oble in der Fabrik Krach gemacht, um denn hat Niece gefacht, wenn se sich schon mit Kerls abgeben muß, denn will se wenigstens nich arbeiten, denn will se lieber ganz auf'n Strich gehen. Und se hat Glück gehabt, se hat nu schon fünf Jahre ein festes Verhältnis mit 'n reisenden Kaufmann, da braucht se sich alle Tage strichen... Ernst is tot. Den haben sie bei 'ne Keilerei erstochen, denn der war doch immer so jähzornig, wenn er ein'n Fißen hatte. Und Jepsichelt hat er schon als Junge gerne, wenn ihm die Schlafburschen mal was abje'm haben, und er hat immer 'n Zuch genommen, wenn er Kümmel mit Luft holen mußte. Un Rolle sitzt in Teisel, den ham'n se wejen Kollidiefstahl eingesteckt, wo er doch bloß daneben jestanden hat. Mutter is tot; die hatte Lungenentzündung, weil sie in die nassen Kleider nach Hause jelangten is un der Umischlagetuch so dinne war...“

Ohne besondere Beweglichkeit erzählt Trude das Schicksal ihrer Familie; sie gerät immer mehr in den Dialekt ihrer Kinderzeit hinein, die Maske der „besseren Dame“, die sie mir gegenüber erst festhielt, verrutscht immer mehr. Und plötzlich ist es mir, als ob neben mir wieder die alte, krummbeinige Trude ginge, die damals zum Vergnügen des ganzen Hauses die heimkehrende große Schwester mit der Nachricht anbrüllte: „Komm bloß ruff, Niece, dein Ede is so beschmort, det er Mutter nich mal in Ruhe läßt!“

Vier Kinder der Vorstadt — vier gingen zugrunde, vom Alkohol vergiftet schon im Keim, nottref geworden in enger Wohnung... (Fortsetzung folgt.)

## Der Kranich wird es wissen.

Aus Tokio, der Hauptstadt Japans, wurde Ende Juli nach Europa gedrahlet:

Die Kaiserin hat den Heiligen Gürtel angelegt, den sie bis zum Eintreten des freudigen Ereignisses, das in etwa 4 Wochen erwartet wird, tragen wird. Die Kaiserin ist bei bester Gesundheit. Heute kreist ein Kranich mehrere Male über dem kaiserlichen Palast. Die Bevölkerung deutet dies als ein glückliches Vorzeichen und sagt die Geburt eines Sohnes voraus.

## Fahrt wird vergütet.

Leitelbaum u. Ko.

Abzahlungsgeschäft. Herren-, Damen-, Kinder- und Säuglingsartikel. „Von der Wiege bis zum Grabe.“

Ueber dem Eingang, der von einem Portier in der Uniform eines hindostanischen Brigadegenerals der Landwehr zweiten Aufgebotes bewacht wird, ein Riesen-, nein, ein Mammutschilde:

„Fahrtkosten werden bei Einkäufen über drei Mark vergütet.“

Riftenschinder kommt herbei, liest, denkt nach. (Kennen Sie übrigens Riftenschinder? Nein? Er macht in Schuhsohlen, Taschenkämmen, Rollmopsen, Bartwische und so weiter. Er ist ein vielseitiger Mann.)

Riftenschinder hat nachgedacht. Er betritt den Laden und läuft:

1 Summltragen.

1 Betonklips mit einer nichtrostenden Stahlschnalle.

1 Garnitur, nämlich Vorhemdchen, Unterhose und Strümpfe von einem Stück.

Das wird ihm eingepackt.

Er schlängelt sich zur Kasse. Die Rechnung zeigt den Betrag von 3 Mark 15 Pfennig.

„Ich bekomme Fahrtvergütung,“ sagt Riftenschinder schlicht und gottesfürchtig.

„Von woher?“ fragt die Kassiererin und angelt nach der Tabelle, auf der die Fahrkartenpreise vierter Güte von und nach den Orten der Umgebung verzeichnet sind. Vierter Güte, wie gesagt.

„Von woher?“ fragt die Dame noch einmal.

„Von Südamerika!“ sagt Riftenschinder.

Leitelbaum u. Ko. gingen unter Geschäftsaufsicht.